



Werner Müller

Anstatt einer Buchbesprechung

Präfekt der Glaubenskongregation outet sich als Kulturpessimist und schlechter Theologe

An Interview-Büchern prominenter römisch-katholischer Kirchenmänner herrscht wahrlich kein Mangel. Allein der emeritierte Papst Benedikt XVI./ Joseph Ratzinger hat derer schon vier herausgebracht: „Salz der Erde“, „Gott und die Welt“, „Licht der Welt“ und zuletzt „Letzte Gespräche“, jeweils mit dem Journalisten Peter Seewald. Der amtierende Papst Franziskus hat es bisher auf zwei gebracht: „Der Name Gottes ist Barmherzigkeit“ und „Interviews mit Papst Franziskus“ (herausgegeben ebenfalls von einem Journalisten, dem Chefredakteur der KNA). Der Bischof von Mainz, Kardinal Karl Lehmann, hat sich zu seinem Abschied an Ostern 2016 ebenfalls ein Gesprächsbuch abringen lassen („Mit langem Atem“), und zwar von dem früheren ZDF-Intendanten Markus Schächter. Da konnte und wollte der derzeitige Präfekt der Kongregation für die Glaubenslehre, Gerhard Kardinal Müller, nicht zurückstehen. Nachdem er schon 2012 ein Gesprächsbuch über „Gott und seine Geschichte“ mit gleich zwei Journalisten verfertigt hat, legt er nun Gespräche mit dem spanischen Alttestamentler Carlos Granada vor, die auf Spanisch geführt („Informe sobre la Esperanza“) und unter dem Titel „Die Botschaft der Hoffnung“ ins Deutsche übersetzt wurden (Herder Verlag, Freiburg 2016, 280 S. 24,99 €).

Nicht nur weil der Rezensent gegen Interviews allergisch ist, die länger als eine Zeitungsseite sind, auch nicht allein weil ihm das Foto auf dem Cover des Buches, das Kardinal Müller, in leuchtendem Rot-Schwarz, neben, genauer: leicht erhöht gegenüber dem Papst in schlichtem Weiß zeigt, missfällt – der Rezensent ist auch allergisch gegen eine subtile Symbolik, die mehr als Worte sagt, wer das Sagen haben soll –, hat er auf den Kauf des Buchs verzichtet, sogar auf ein geschenktes Rezensionsexemplar. Die im Internet zu findende Leseprobe reicht vollauf, zumal es eine ausführliche Besprechung in der FAZ vom 8. Okt. 2016 gibt.

Doch schauen wir uns zunächst die online verfügbare Einführung an. Da wird gleich in der ersten Frage - die aus einem schlichten Satz von Papst Franziskus („Lasst euch nicht die Hoffnung rauben, die Jesus gibt!“) in einer für einen Exegeten doch sehr erstaunlichen Hermeneutik die „Forderung nach einer Hoffnung, die weit über den naiven Optimismus hinausgeht“, ableitet – der Grundakkord des ganzen Buchs angeschlagen: Christliche Hoffnung steht in scharfem Gegensatz zu „naivem Optimismus“ (wenn man als geneigter Leser den bestimmten Artikel an dieser Stelle als Übersetzungsfehler nicht dem Autor anrechnet: was soll „der“ naive Optimismus denn sein? Wo findet er sich? Und wieso „naiv“?). Man darf wohl auch annehmen, dass die Frage, die von vornherein diesen Gegensatz impliziert, „bestellt“ ist; jeder ordentliche, neugierige Interviewer hätte als Anwalt potentieller Leserinnen und Leser wohl gefragt, was die christliche Botschaft zu den „kleinen“ Hoffnungen heutiger Menschen zu sagen hat – etwa auf einen ordentlichen Arbeitsplatz, Gesundheit von Krankheit, befriedigende soziale Beziehungen, friedliche Verhältnisse in der näheren und weiteren Umgebung, auf ein Ende der Kriege in der Welt insgesamt usw. Stattdessen werden diese von vornherein denunziert als ungenügend. Der antwortende Kardinal spricht zwar auch von solchen „natürlichen Hoffnungen“, wie sie etwa in der „Erfahrung der Liebe“ oder der Geburt eines Kindes stecken, weiß aber sofort: Sie „greifen, für sich genommen, zu kurz“ (8). „Wir können sie nur deshalb annehmen, weil in ihnen schon jetzt die große Hoffnung aufstrahlt, an die uns“ – und jetzt kommt nicht etwa Jesus ins Spiel und ins Wort, sondern: „... Papst Franziskus...und auch der emeritierte Papst Benedikt XVI. ... erinnert haben“. Abgesehen davon, dass es Verliebten und jungen Eltern ziemlich egal sein dürfte, ob „wir“ – d.h. wohl der Kardinal und seine Kollegen, meinetwegen auch alle

Katholiken – ihre Hoffnungen annehmen oder nicht, wird hier, in der klassischen dogmatischen Terminologie gesprochen, ein Verhältnis von „Natur“ und „Gnade“ angesetzt, das sogar der Scholastik seit Thomas von Aquin Hohn spricht. Als Theologiestudenten haben wir gelernt, dass die Gnade die Natur voraussetzt (supponit), sie nicht zerstört (destruit), sondern vollendet (perficit); ein vom Verlag als „herausragendste Persönlichkeit der zeitgenössischen Theologie“ angepriesener Kardinal, stellt dieses kleine Einmaleins der katholischen Dogmatik auf den Kopf, wenn er die christliche Hoffnungsbotschaft vorstellt.

Eigentlich hat man an dieser Stelle schon genug von der Müllerschen Hoffnungsbotschaft. Liest man trotzdem noch etwas weiter, wird's nicht besser. Jetzt kommt nämlich „die heutige Krise der Hoffnung“ aufs Tapet. In dem folgenden Krisengerede wimmelt es nur so von „Ismen“ – Hedonismus, Agnostizismus, Nihilismus usw. -, dem als Antwort darauf gemeinten dogmatischen Wortgeklingel (in dem u.a. gesagt wird, dass die Trinität „uns unsere trinitarische Beschaffenheit [sic!] enthüllt“, die im Gegensatz zum „Angebot der westlichen Gesellschaft“ stehen soll (vgl. 12)), lässt sich als Grund der Hoffnungskrise entnehmen, dass die westliche Kultur sich eingeredet habe, sie brauche Gott nicht als Fundament des Seins und des Menschen; sie habe deshalb nicht nur den Glauben, sondern auch die Hoffnung verloren.

Als Leser hat man spätestens jetzt die Lust verloren weiterzulesen, weil der natürliche bzw. gesunde Menschenverstand einem so viele Gegenfragen aufdrängt, denen in dieser abenteuerlichen Hermeneutik der heutigen Gesellschaft und Kultur und dogmatischen Theologie geradezu akrobatisch ausgewichen wird. Wenn man sie stellen könnte, bekäme man sicherlich zur Antwort, dass sie „zu kurz“ greifen.

Um nicht den Fehler zu begehen, vom Vorwort auf das ganze Buch zu schließen, greifen wir sicherheitshalber doch noch auf eine Besprechung des gesamten Buchs zurück. Ein früherer Professorenkollege von Kardinal Müller, der bis zu seiner Ernennung zum Bischof von Regensburg 2002 Dogmatikprofessor an der Universität München war, hat in der FAZ vom 8. Oktober 2016 einen „Verriss“ veröffentlicht („Ein konservativer Rebell macht Politik“, S. 12), der die obige Kritik anhand des Vorworts mehr als bestätigt. Friedrich Wilhelm Graf, der an derselben Universität, allerdings in der evangelischen Nachbarfakultät, ab 1999 Professor für Systematische Theologie und Ethik und somit drei Jahre lang sein evangelisches Pendant war, ist für seine Polemiken gegen die Amtsträger seiner eigenen Kirche berühmt und berüchtigt; er schont auch nicht seinen früheren Kollegen, der zum obersten katholischen Glaubenshüter aufgestiegen ist.

Laut Graf geht es in dem Buch von Müller, entgegen dem Titel (und dem, was wir im Vorwort gefunden haben) „um eine kritische Diagnose unserer heutigen Gesellschaft und die entschiedene Korrektur von Fehlentwicklungen in seiner Kirche“ – die er übrigens immer „die Kirche“ nennt. „Müller macht Kirchenpolitik, indem er wenig klare spontane Aussagen von Papst Franziskus vor ‚Fehldeutungen‘ schützt und die Ergebnisse der Familiensynode 2015 erläutert“. So etwas unter dem Titel „Die Botschaft des Glaubens“ zu verkaufen, so ist m. E. zu ergänzen, kann nur einem Marketingstrategen eines katholischen Verlagshauses einfallen. Der „leider schlecht lektorierte Text“ sei dennoch wichtig, meint Graf, „denn Müller gibt offenherzig, bisweilen auch geschwätzig Einblick in seine ganz eigene Art kirchen- wie allgemeinpolitischen Denkens. Hier äußert sich ein konservativer Rebell mit starkem antiliberalem Ressentiment, der in den ... Christentümern der Moderne nur Verfall und ‚Dekadenz‘ sehen kann.“

Den theologischen Ansatzpunkt für diese durchgehend negative Qualifizierung unserer modernen Gesellschaft und Kultur haben wir schon im Vorwort ausmachen können. Graf bescheinigt Müller darüber hinaus in theologiegeschichtlicher Hinsicht (besonders zu Schleiermacher und Loisy) „wenig Sachkenntnis“. „Man hätte sich den Präfekten der Glaubenskongregation gern theologisch gebildeter vorgestellt“.

Graf spießt dann den bereits im Vorwort festzustellenden Kulturpessimismus Müllers pointiert auf: Die „westlichen Gesellschaften“ seien beherrscht von dem „immer ausgedehnteren Götzenkult der Ideologien, des Sex, des Image und der Nation“. Hier lebten

die Menschen nur in Unfreiheit und Ängsten, die sie durch die bereits genannten Ismen zu überspielen suchten. Sie seien nach dem Zusammenbruch der totalitären Ideologien „einer neuen Diktatur verfallen, nämlich der beherrschenden Leitkultur des Techno-Szientismus und des konsumorientierten Individualismus“. Fortwährend spricht Müller von der „aggressiv laizistischen Welt“ bzw. einem „Laizismus“, der mit der „Säkularisierung des Staates“ die öffentliche Wirksamkeit „der Kirche“ einschränken wolle. Die „heutigen Ultraliberalen“ seien nur „Feinde der Kirche“.

„In biologistischer und medizinischer Sprache macht seine ‚gesunde katholische Theologie‘ [wie gesund, siehe oben] gegen diese „Feinde“, die das ‚Virus der modernen Ideologien‘ auch in der Kirche selbst verbreiten, ... an gleich mehreren ‚Fronten‘ mobil“- mit den Waffen des ‚göttlichen Rechts‘ und des ‚von der Offenbarung erleuchteten Lehramts der Kirche‘. „Als Gegenmittel empfiehlt Müller: ‚kinderreiche Familien‘, aktive Bekämpfung des Geburtenrückgangs... und harte Absage an die ‚Mainstreamideologie, die Wünsche mit subjektiven Rechten verwechselt‘. Nur als ‚pervers‘ gelten auch die ‚Kunstwerke der Avantgarde‘ [nach einem Besuch im Kölner Dom neulich fällt mir da spontan das Kirchenfenster von Gerhard Richter ein!], die ‚Genderideologie‘ und jene ‚sündigen Verhältnisse‘, in denen Menschen gleichen Geschlechts einander lieben“.

Als protestantischer Theologe stellt Graf etliche Rückfragen - denen es vermutlich genau so ergehen dürfte wie denen des gesunden Menschenverstands: sie werden vermutlich als „zu kurz“ greifend zurückgewiesen. Graf ist erstaunt über diese Positionen Müllers angesichts seiner theologischen Herkunft: „Mit Benedikt XVI. empfiehlt der einst bei Karl Lehmann mit einer Bonhoeffer-Arbeit promovierte Dogmatiker [zu ergänzen wäre: und auch bei Lehmann 1985 in Freiburg habilitierte] seiner Kirche, sich in ‚der politisch korrekten westlichen Welt‘ auch gegen den säkularen Staat als ‚kreative Minderheit‘ zu verstehen. Es dürften ‚keine verbürgerlichten Predigten über die Barmherzigkeit‘ mehr gehalten werden...“. Fazit: „Seine Kritik der Gegenwart ist auf einen sektiererisch eifernden Grundton gestimmt, der bisweilen an die antiwestliche Rhetorik islamistischer Prediger erinnert“.

Die innerkirchlichen Positionen Müllers erstaunen den protestantischen Theologen kaum: „Neben der zur Unfehlbarkeit gesteigerten Institutionalität des päpstlichen Lehramts (betont er) auch das Amtcharisma des Geweihten: ‚Nur die Hirten haben das Charisma der Unterscheidung‘“ – welches er dem offenbar geweihten Fragesteller aber praktisch nicht zubilligt. Graf sieht darin einen „durchaus modernen Dezisionismus. ‚Wir wirken Gott, weil wir wollen, was Gott will‘“. In der Sicht reformatorischer Theologie, für die die rechte Unterscheidung zwischen Gott und Mensch den Theologen ausmacht, ist Grafs Schlusssatz ein vernichtendes Urteil: „Früher wusste man in Rom zwischen Gott und sich selbst prägnanter zu unterscheiden“.